

Erzieherin 2000

Autor(en): **Gschwind, U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **63 (1992)**

Heft 11

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erzieherin 2000

Von Dr. U. Gschwind, Chef AKJ, Zürich – Vortrag gehalten am FICE-Kongress in Luxemburg

Die Erzieherin als Mutter

Als ich vor rund zehn Jahren mein Amt antrat, gab es sie noch, die Heimmütter und -väter. Sie lebten bescheiden und gaben mehr oder weniger deutlich zu verstehen, dass ihre Aufgabe ihr Leben sei. So lebten sie denn auch mehrheitlich in ihrem Heim in einer kleinen, nüchtern eingerichteten Wohnung oder gar in einem Zimmer. Essen und Trinken geschah im Rahmen des Tagesablaufs im Heim, zusammen mit den Kindern und dem Personal. Die Frauen waren meist kinderlos, oft wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem Orden, oft, weil die fürsorgliche Hingabe an die Kinder nicht genügend Kraft für die Betreuung eines Ehemannes übrigliess. Die Heimmütter hingegen, mehrheitlich ebenfalls eher asketisch, hatten Nachwuchs, da ihre Ehefrauen gehorsam, im Heim vorzugsweise für die Hauswirtschaft zuständig und damit in der Lage waren, noch zwei, drei eigene Kinder grosszuziehen.

Ausnahmslos waren diese Mütter und Väter geachtete Bürger, verlässliche Zeitgenossen, zwar manchmal aufsässig, wenn es um ihr Budget fürs kommende Jahr ging, aber sonst politisch neutral oder zumindest kalkulierbar. Der bescheidene Lebenswandel, das schlichte Äussere und die kaum je vorgebrachten Forderungen nach materieller Besserstellung verliehen diesen Menschen jene *odeur de sainteté*, an der sich ränkeschmiedende Politiker und knallharte Geschäftsleute in der Trägerschaft erlaben und erfreuen konnten. Soweit so gut. Ich stellte mir im Kontakt mit diesen Menschen immer wieder zwei Fragen:

1. Woher beziehen sie die Energie für ihr aufopferndes Wirken?
2. Wieso stellte sich das Personal stets bedingungslos und ohne jeden Anflug von Kritik hinter sie, wenn ein Aussenstehender etwas anders gemacht haben wollte als bisher?

Es liegt mir fern, Religiosität geringzuschätzen oder gar ins Lächerliche zu ziehen. *Sie alle wiesen wohl* – wenigstens bezeugen das ihre Werke – *eine vollendete Stimmigkeit auf zwischen Denken und Handeln, zwischen Sein und Tun, die sie den Zeitgenossen als authentische Persönlichkeiten erscheinen liessen* – zu Recht. Ihnen ständig vorzusagen, wie man sie bewunderte, wie man ihre Entsagung hochachtete, ihre Opfer würdige, wäre wohl nicht der richtige Zugang gewesen. Gerade diesen Zugang zu einigen Heimmüttern und -vätern habe ich nun aber manches Mal als einzigen erfolgversprechenden erlebt. Wenn Entsagung, Dienst am Menschen, Opferbereitschaft und Askese nun aber darauf angelegt sind, ändern Menschen Bewunderung abzunötigen und sie so in eine vielleicht sogar vor sich selber uneingestandene Abhängigkeit zu bringen, wage ich Zweifel sowohl an der Richtigkeit der Devotion als auch an ihrer Zweckfreiheit zu äussern. Da geht es dann letztlich doch irgendwie darum, Macht auszuüben, Bewunderung gegen Liebe einzutauschen, ein wie auch immer geartetes inneres Defizit aufzufüllen zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Seinwollen und Sein.

Nun aber Schluss mit solchen leicht missdeutbaren Äusserungen über den Geist und seine Verkörperungen in einigen Einrichtungen, die ich kennenlernte und stets mit dem Gefühl verliess: *Wehe dem, der mit der leisesten Andeutung von Zweifel an der Qualität*

der dort geleisteten Erziehungsarbeit den heiligen Zorn der Entsagenden auf sich zieht.

Ich führte diese historischen Reminiszenzen an, weil die Erzieherin-Mutter, der Erzieher-Vater ganz unabhängig von weltanschaulichen Bindungen nach ähnlichen Mustern gestrickt sein kann. Da wird oft ein Leiden an der Verderbtheit dieser Welt, ein quantitativ und qualitativ unerhörtes, mit noch so hohen Salären nie aufzuwiegendes Opfer so kompromisslos zelebriert, dass dem Zuhörer der leiseste Zweifel an irgendeinem erzieherischen Grundsatz dieser Menschen wie ein Sakrileg vorkommt. Wer nicht für mich ist, ist wider mich, lautet die Devise, und man fragt sich, ob die Kinder in der Gruppenstube nun auf ein weltoffenes, vorbehaltlos interessiertes, neugieriges Wesen ihrer Erzieherinnen rechnen können oder ob sie sich einer Erinnye gegenübersehen, die jeden bis in die letzten Winkel seines Inneren verfolgt, wenn er nicht bereit oder in der Lage ist, ihre Grundsätze und Lebensregeln vorbehaltlos zu akzeptieren oder zumindest realiter zu leben.

Man braucht nicht Sigmund Freud gelesen zu haben, um zu wissen, welche Macht Mütter ausüben und welchen Besitzanspruch auf ihre Kinder sie geltend machen können, um sich für ihre Entbehrungen schadlos zu halten.

Es ist dies die Kehrseite der Mutterschaft genauso, wie es die Kehrseite des sich opfernden Menschen überhaupt zu sein scheint. In dessen Tendenz liegt es, sich irgendwie für seine Entbehrungen schadlos zu halten, Liebe zu spenden, aber mit der schrecklichen Waffe des Liebesentzugs sich die Objekte seiner Güte untertan zu machen. Wenn nun aber schon die Mutter meines Erachtens so wenig ein Recht auf ihr Kind hat wie der Vater, gilt dies erst recht für die Erzieherin, den Erzieher. Selbstverständlich, werden Sie sagen, das ist uns nun wirklich klar. *Und dennoch wimmelt es in der quantitativ so umfangreichen wie qualitativ dürftigen Heimpliteratur von Vorschlägen, wie Heimerziehung familienähnlich gestaltet werden kann, wobei dem Wort Familie in aller Regel ein Ideal untergeschoben wird, nach dem man sich selber in der Kindheit gesehnt, das man mit der eigenen gelebten Wirklichkeit amalgamiert und zu einer Herrlichkeit gemacht hat, an die man um so mehr glaubt, je weniger man sie als Erzieher/in zu realisieren vermag.* Jochen Ebmeiers erfrischender Aufsatz (Neue Praxis, 5/90) unter dem Titel: «Geselligkeit als Regel» legt hier mit Recht den Finger auf eine empfindliche Stelle der Heimdiskussion und ruft auf, den Kindern statt *Beziehungsfällen* vielseitige, anregende, aber nicht vereinnahmende *Beziehungsangebote* zu bieten. Allerdings verschweigt er, dass auf diese selbstlose und dennoch engagierte Art nur Erzieherinnen zu arbeiten vermögen, die es sich leisten können, ihre Persönlichkeit in die Erziehungsarbeit einzubringen aus Freude am Prozess der Auseinandersetzung mit jungen Menschen und nicht aus dem eingestandenen oder verdrängten Bedürfnis, sich an der Persönlichkeit des andern zu bereichern oder ihn gar stellvertretend für sich selber gewisse Nachtseiten der eigenen Seele leben zu lassen, die zu leben man sich selber nicht gestatten kann.

Die Erzieherin als Mutter – ja, doch ohne Macht- und Rechtsanspruch auf die Menschen, an deren Erziehung sie arbeitet. Sie

muss Befriedigung an der Feststellung finden, dass ihre Schützlinge aus der Auseinandersetzung mit ihrer Persönlichkeit Nutzen ziehen, soll sich an ihrem Wachstum freuen können und nicht auf die Früchte warten, die ihr nicht gehören. Das ist souveräne Caritas.

Die Erzieherin als Wissenschaftlerin

Sigmund Freud baute sein imposantes Gebäude der Psychoanalyse auf Einzelfällen auf. Die Empiriker, allen voran die Verhaltensforscher, haben diese Wissenschaft denn auch stets belächelt. Viele Psychoanalytiker, oft ehemalige Ärzte und somit Naturwissenschaftler, haben immer wieder versucht, aus Freuds Exegesen menschlicher Seelenzustände ein exakte wissenschaftliche Disziplin zu machen. Meines Erachtens mit eher bescheidenem Erfolg. Die Samples sind zu klein, die Versuchsanordnungen zu wenig vergleichbar, die zu messenden Größen zu komplex usw. Trotzdem ist die empirische Forschung aus der Psychoanalyse so wenig mehr wegzudenken wie aus der Entwicklungspsychologie, der humanistischen Psychologie und – der Erziehungswissenschaft. Da werden Kameras in Gruppenstuben gehängt, Bildsequenzen analysiert, Verhaltensmodifikationen gemessen, Soziogramme interpretiert usw. Uneingestandenes Ziel aller Bestrebungen ist einerseits der *Erkenntnisgewinn*, was immer auch darunter verstanden werden kann, dann aber natürlich das Bestreben, Erziehung soweit zu objektivieren, dass sie von Personen losgelöst, in der Ausbildung der Erzieherinnen vermittelt und von jedermann mit gleichem Erfolg betrieben werden kann. Die Erziehungsmaschine wäre letztlich die Krönung dieses Forschungszweigs, doch dürfte sie noch eine Zeitlang auf sich warten lassen. Immerhin wird *systematische Erziehungsplanung mit periodischen Soll-Ist-Vergleichen und unter Missachtung der banalen Tatsache, dass weder der Input in die noch der Output aus der Blackbox Zögling genau erfasst werden kann, betrieben, werden Verhaltensmodifikationstabellen geführt, tokens verteilt und viele andere Dinge mehr*. Es entstehen mehr oder weniger interessante Studien über die optimale Gruppengröße, die optimale Erzieherdichte, das optimale Setting, die optimalen Freizeitbeschäftigungen und dergleichen mehr. Und stets landet man beim gleichen Problem, das die Lehrerausbildner seit jeher zur Verzweiflung bringt: es gibt den guten und den schlechten Lehrer, die gute und die erfolglose Erzieherin. Ein Beispiel:

Vielen Erzieherinnen ist bekannt, dass ich behaupte, die kulturelle Erziehung in unseren Einrichtungen lasse zu wünschen übrig, der Gruppenalltag sei von einer gewissen Fadheit und Spannungsarmut, die Kinder aggressiv machen können.

Weil ich ein eingefleischter Hasser des Mediums Fernsehen bin, propagiere ich besonders gern die Hinführung Jugendlicher zum Konsum anspruchsvoller Filme, sei es vom Schauspielerischen, vom Technischen oder vom Gestalterischen her. Eine Erzieherin versuchte nun, ihre Gruppe an einen jüngeren, russischen Film heranzuführen, weil sie wusste, dass ich ihn überaus schätze. Die Sache wurde zum völligen Misserfolg, was sie mir nicht ohne Schadenfreude zur Kenntnis brachte. Ein paar Monate später erfuhr ich zufällig, dass die besagte Erzieherin nicht viel für Filme übrig hat, für russische schon gerade gar nicht. *Meine Damen und Herren, wie wollen Sie Kinder oder Jugendliche auf etwas hinführen, das Ihren eigenen Neigungen nicht entspricht? Wo bleibt da Ihre Authentizität? Woher nehmen Sie die Energie, die jungen Leute zu begeistern? Klar, werden Sie sagen, haben wir doch auch gewusst. Nun gut. Ich stelle bei vielen Heimbesuchen immer wieder die erwähnte Atmosphäre der Lustlosigkeit, der emotionalen Schlawheit fest. Sie rührt meiner Überzeugung nach zentral daher, dass die Erzieherinnen sich nicht als Menschen einbringen, sondern als Funktionär – die Erzieher übrigens*

noch hartnäckiger oder vielleicht eher: noch unüberlegter. Oder aber daher, dass Rollen kopiert werden, mit denen andere Erfolge haben, und Frustration sich breit macht, weil man selber – verständlicherweise – scheitert.

Ich bin überzeugt, dass für eine erfolgreiche und dem Betreuten dienende sozialpädagogische Tätigkeit eine qualifizierte, die Selbst- und Objektreflexion ermöglichende Ausbildung unabdingbar ist. Nur der gutausgebildete Sozialpädagoge ist in der Lage, Agens in der Dynamik der Erziehungsprozesse auf einer Gruppe zu sein und nicht Opfer zu werden. Wie bei allen sogenannten «Berufen mit Menschen», wahrscheinlich aber noch mehr als beim Lehrer, ist die Ausbildung des Sozialpädagogen nichts als ein Vehikel, auf dem eine Persönlichkeit bewusst, zielorientiert und spurtreu transportiert werden kann. Wehe aber, wenn sich eine solche Fahrt als Leertransport entpuppt. In diesem Zusammenhang rufe ich alle hier versammelten Heimleiterinnen und -leiter auf, reife und lebenserfahrene Persönlichkeiten als Erzieher/innen anzustellen, auch wenn sie sich damit ein höheres Konfliktpotential einkaufen. Ich rufe sie ferner auf, die Mitarbeiter zu ermuntern, ihre persönlichen Interessen, Fähigkeiten und Fertigkeiten wo immer möglich und der Erziehungsarbeit dienlich – und das ist weit öfter der Fall, als manche glauben – in den Heimalltag einzubringen. Die Erzieherin, der Erzieher, die ihre Gruppe als Feld für wissenschaftliche Forschung betrachten, laufen dieselbe Gefahr wie die, welche ihr Tun als Job ansehen. Sie vergessen oder verdrängen die Tatsache, dass sie selber Teil des Systems sind, in dem sie wirken, dass sie in ihrer Funktion immer wieder werten, orientieren, beurteilen, Stellung nehmen, Position beziehen müssen. Der Beobachter hat in einem solchen Feld so wenig Chancen wie der Funktionär; hier sind Persönlichkeiten gefragt, die über die mess- und entlöhnbare Arbeitsleistung hinaus sich selber einbringen wollen. Wem es nicht Freude bereitet, sich in der Auseinandersetzung mit Kindern oder Jugendlichen immer wieder selbst zu erfahren, der hat im Erzieherberuf wenig Chancen, wird ausgelaugt, von den Kindern als unergiebig verworfen, wenn er auch noch so stark versucht, sich ihnen anzubiedern. Gerade unsere schwierigen Kinder mit ihren Geschichten auf dem Buckel wollen mehr: den ganzen Menschen.

Die Erzieherin als Fachfrau für Überlebensfragen in der Wildnis

Nun gibt es eine Gruppe von Erzieherinnen und Erziehern, die ihre *Steckenpferde* vorbehaltlos in die Erziehungsarbeit einbringen. Hochseesegler, Kanadatrecker, Indienfahrer, Bergsteiger u.a.m. haben schon vor langer Zeit entdeckt, dass man seinem aufwendigen Hobby billig frönen kann, wenn man es zum Beruf macht. Selbstverständlich liegt es mir fern, den *Erlebnispädagogen* schnöde ökonomische Interessen unterzuschieben und sie deswegen anzuschwärzen. Ganz im Gegenteil. Was mir im Gespräch mit Erlebnispädagogen auffiel, war die Engagiertheit, das Feuer, mit dem die vielen Projekte präsentiert wurden. Da referierten Menschen mit Begeisterung über ihre Steckenpferde, legten Zeugnis ab von grosser Sachkenntnis und von Kompetenz in der Bewältigung auch schwierigster Situationen.

Viel ist über Erlebnispädagogik geschrieben worden und wird wohl noch geschrieben. Gewissen Projekten wird vorgeworfen, sie seien technisch so anspruchsvoll, so dass die Jugendlichen zu mehr störenden als helfenden Statisten verkämen. Die Realitätsferne erlebnispädagogischer Projekte für unsere Großstadtjugendlichen wird betont, die hohen Kosten werden mit denen auf einer Gruppe im Heim verglichen usw. Fachlich am ergiebigsten, weil schwierig, ist sicher die *Diskussion der Frage des Transfers von Lern- und Erfahrungsinhalten in Ausnahmesituationen auf*

den Alltag nach der Rückkehr, ferner die der Rolle von *Beziehungsabbrüchen*, wenn eine im Bestehen mannigfaltiger, vielleicht sogar nicht ganz ungefährlicher Abenteuer zusammengeschiedete Gruppe von Erziehern und Jugendlichen sich nach der Rückkehr auflöst, die Erzieher ihren Lebenspartnern zustreben und die Jugendlichen in sogenannte Nachbetreuungseinrichtungen kommen, wo sie mit neuen Betreuern konfrontiert sind, die nicht über den gemeinsamen Erlebnishintergrund verfügen, dessen heilende Kraft ja den Kern solcher Projekte darstellen soll. Sicher ist meines Erachtens, *dass einmal das Abenteuer an sich junge Menschen schon immer fasziniert hat* und sogar, wie dies der Artusroman so herrlich aufzeigt, die Rolle eines *Initiationsrituals* oder noch besser: eines *rite de passage* übernehmen kann, wie es in unseren Industriegesellschaften verloren zu gehen droht, wo alle Kinder schon erwachsen und alle Erwachsenen immer jung sein wollen, sollen und müssen, wo es also zwischen kindlichen Kindern und kindischen Erwachsenen nur noch eine endlose, fade Grauzone gibt.

Sicher ist ferner, dass *Erlebnispädagogen* in aller Regel einen *hohen Grad an Authentizität* ausstrahlen. Sie tun, was sie können und was sie gern tun. Und sie sprechen wohl deswegen gerade Jugendliche auf der Suche nach Vorbildern und nach sich selbst an. Nun weiss man allerdings, dass Angesporensein noch nicht Selbstwerdung bedeuten muss. Die grossen Artusritter Erec, Ywein, Parzifal und andere haben ihre Abenteuerfahrten ohne Fremdenführer unternommen.

Trotzdem halte ich erlebnispädagogische Projekte für wertvoll, bin aber auch sicher, dass das Ziel der Reise und der Weg dorthin viel weniger wichtig sind als die Begeisterung und Sachkompetenz des Erlebnispädagogen, die sich auf den Jugendlichen, der auf ihn anspricht, überträgt.

Eine sehr gute Erzieherin sagte mir an einer Tagung in Zürich, es sei schon erstaunlich, *dass Urwald oder endlose Steppen hermusten, bis ein Mann bereit sei, ein paar Pfannen abzuwaschen*. In der Tat ist es interessant festzustellen, dass die Erlebnispädagogikszene von Männern nur so wimmelt, dass sie dem Nahrungsbeschaffen, Kochen, Abwaschen und Kleiderflicken vor allem dann hohen Reiz abzugewinnen vermögen, wenn diese Tätigkeiten in pfadfinder-, armeeähnlichen oder anderen männerbündlerischen Settings vor sich gehen, mit Lagerfeuer, Grillengezirpe und frischer Brise, vor allem aber mit viel Romantik. Die Erzieherin scheint von solchen Jäger- und Sammlerhappenings in geringerem Masse angetan zu sein. *Vielleicht müssten der Erlebnispädagogik andere, anspruchsvollere oder kulturnähere Felder zugänglich gemacht werden als der Konsum unberührter oder unberührt scheinender Natur, damit mehr Frauen angesprochen würden*. Weshalb halten sich *Kunst-, Literatur-, Musikbegeisterte* mit ihren Steckenpferden so viel mehr zurück? Die Beschäftigung mit der Entwicklung der Rockmusik, gekrönt von einer Reise an das Konzert einer berühmten Band oder in ein berühmtes Konzertlokal könnte ebenso ein erlebnispädagogisches Projekt abgeben wie die Beschäftigung mit Peter dem Grosse und einer Reise im öffentlichen Verkehrsmittel nach Petersburg. Die Beschäftigung mit einem Filmregisseur und das Teilnehmen an Dreharbeiten für seinen nächsten Film wäre sicher für viele Jugendliche ein ebenso prägendes Erlebnis, wie das Brunnengraben in einem indischen Dorf. Das Zurück zur Natur mit high-tech-Telefon im Rucksack und dem rettenden Helikopter auf Abruf für alle Fälle streift ja doch haarscharf am Verlogenen vorbei, was Jugendliche hin und wieder erstaunlich präzise wahrnehmen. Trotzdem, ich wiederhole es, dürfte die Erlebnispädagogik Möglichkeiten des Arrangements von Lernfeldern bieten, die sich im Heim mit seiner bürokratisierten Routine, seinen oft ans Absurde grenzenden, das Einbringen der Persönlichkeit der Erzieherin, des Erziehers geradezu verhindernden Spielregeln, nur schwer

realisieren lassen. Wir alle betonen immer wieder, dass der Mensch, der Educandus und der Educator, im Zentrum unserer Arbeit stehen. Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich dieses schöne Prinzip wenn nicht als Lüge, so doch sehr oft als Illusion. Im Interesse reibungsarmer, pannenfreier, hausordnungs- und mitarbeiterfreundlicher Betriebsabläufe wird der Educator rasch zum Terminator, der Educandus zum Opfer.

Fazit

Wie ich nun schon mehrmals unterstrich, halte ich ein pädagogisches Interaktionsfeld dann für besonders wirksam, wenn die darin wirkenden Erzieher/innen ihre Persönlichkeit möglichst offen und ungezwungen – keinesfalls aber unreflektiert! – einbringen können. Dazu gehört nun allerdings auch, dass ihre Erziehungsziele, ihre Moral, ihre Ethik nicht von der Stange irgend einer Ideologiefabrik als schlechtsitzendes Prêt-à-porter übergestülpt wird, sondern auf dem Mist des eigenen Entwicklungsprozesses gewachsen sind. Ob kirchlich-konfessionelles, politisches oder sonstiges Credo – wichtig scheint mir, dass das Kind, der oder die Jugendliche wahrnimmt, *dass verkündete Moral gelebt wird*, nicht leidend, nicht vergewaltigend, sondern einfach so, authentisch. Wird religiöse oder politische Überzeugung oder aus der Serienfabrikation von Lebenshaltungen der Werbung bezogene Masche zum Gestell, in das eine unterentwickelte Persönlichkeit eingespannt werden kann, die sua sponte keine Kraft zu entfalten vermag, oder dient sie als Vehikel, auf dem unartikulierte Machtansprüche transportiert werden, halte ich sie für ungeeignet im Erziehungsprozess.

Ich möchte Ihnen zum Schluss ein paar Grundsätze zur Diskussion vorlegen, die es mir wert zu sein scheinen, dass sie in unserem Arbeitsfeld immer wieder reflektiert werden, arbeite man nun als Mutter, als Wissenschaftlerin oder als Überlebensspezialistin.

1. Prinzip:

Nicht die Kinder, nicht die Heimleitung, nicht der Träger sind die Ursache meiner allfälligen Probleme.

2. Prinzip:

Ich verlange nicht von mir und nicht von den andern, dass ich so sei, dass sie so seien, wie ich mich, wie ich sie gern hätte.

3. Prinzip:

Für das was ich denke, was ich tue, was ich letztlich bin, trage ich allein die Verantwortung.

4. Prinzip:

Ich halte dafür, dass es gerade für den Pädagogen wichtig ist, zwischen Verantwortung und Schuld zu trennen und frage mich, ob es Schuld überhaupt gibt, weder meine noch die anderer. Der Begriff der Verantwortlichkeit ist pädagogisch jedenfalls ergiebiger.

5. Prinzip:

Meine Haltung, meine Einstellung gegenüber andern und ihre gegenüber mir stehen in enger Wechselwirkung, sind untrennbar verknüpft. Die Einfachheit dieses Prinzips hindert uns im Erziehungsprozess nicht, es jeden Tag hundertmal zu vergessen. «Die Kinder waren heute absolut unerträglich» ist ein oft gehörter Spruch, der lauten müsste: «Was ist nur mit mir los, dass die Kinder heute so unerträglich waren?» Damit behaupte ich nicht, dass Kinder nicht unerträglich sein können, sondern gebe lediglich einen erfolgträchtigen Approach zur Problemlösung an.

Viele Erzieher/innen sagen oft, man müsse eben die Kinder verstehen, die Eltern verstehen, die böse Welt verstehen. Seltener hört man den bescheidenen Ausspruch: Ich muss mich eben ver-

stehen. Er ist bar jedes Anspruchs auf moralische Superiorität und auf Macht, aber wirksam.

6. Prinzip:

Die Einstellung anderer mir gegenüber sagt mir viel über mich. Eigentlich ist das nur eine Abwandlung des 5. Prinzips. Immerhin kann es mir dazu helfen, besser zu leben. «Dieser Junge mag mich nicht. Es ist unmöglich, eine Beziehung zu ihm aufzunehmen.» Warum mag er was an mir nicht? Weshalb mag ich ihn nicht? wären die besseren Fragen.

7. Prinzip:

Die Wirklichkeit ist, was sie ist. Sie ist keine Leinwand für meine Projektoren, kein Feld meiner Träume. Wenn die Kassen meines Heims leer sind, kann ich nicht in der Situation arbeiten, die nicht mehr existiert, sondern höre auf oder prüfe, ob ich auch unter den neuen Bedingungen sinnvolles, für mich Verantwortbares leisten kann. Es wird im sozialpädagogischen Feld viel, sehr viel Energie verbraucht, um gegen Dinge anzukämpfen, die man nicht ändern kann und dann frustriert zu sein, statt auf die Prüfung, welche Möglichkeiten eine neue, auf den ersten Blick vielleicht schlechtere Situation in sich birgt.

8. Prinzip:

Es ergänzt das 7. und besagt, dass ich gut daran tue, die Wirklichkeit nicht mit der Wechselwirkung zwischen mir und ihr zu verwechseln.

9. Prinzip:

Der Wert einer Tat, die ich vollbringe, liegt in ihrer Wirksamkeit allein. Wenn ich daran denke, wieviele unserer erzieherischen Akte wir an Seminarien und Teamsitzungen mit Klauen und Zehen als wertvoll, weise, nötig, dem Kinde förderlich bezeichnen, wissend oder ahnend, dass ihre Wirksamkeit annähernd Null ist – man beachte etwa das in Heimordnungen Festgeschriebene, das oft in eklatantem Widerspruch zum im Konzept niedergeschriebenen Prinzip steht: Wir erziehen unsere Kinder zu eigenverantwortlichen, sittlichen und selbständigen Menschen usw. Oder man denke an die Wiederentdeckung der «geschlossenen» Einrichtungen, die mit wunderschönen Argumenten begründet werden wie: Selbstschutz, Verfügbarmachung für die pädagogische Auseinandersetzung, Befriedigung des Sanktionsbedürfnisses des jungen Menschen usw. Dabei weiss jeder, der es wissen will, dass der pädagogische Erfolg von Gefängnisstrafen für Jugendliche sehr nahe bei Null liegt.

Die aufgelisteten 9 Prinzipien sind von grosser Einfachheit.

Die Erzieherin als Mutter, der Erzieher als Vater

Irgendwo weiter oben habe ich, sicher zum Zorn vieler Mütter, erwähnt, dass Mütter und Väter immer Gefahr laufen, ihre Kinder aufzufressen, während diese bekanntlich von ihren Eltern loskommen wollen. Unendlich viele Eltern lösen diesen Konflikt gut, unendlich viele andere weniger. Was mir an der Erzieherin-Mutter, am Erzieher-Vater zusätzlich problematisch zu sein scheint, ist, dass man als Sozialpädagoge das nicht sein, sondern nur spielen kann. Damit kommt man mit der Authentizität und den oben aufgelisteten Prinzipien in Konflikt, was ich für wenig ertragreich halte.

Die Erzieherin, der Erzieher als Wissenschaftler

Die mir liebsten Wissenschaftler waren eigentlich immer Spekulanten oder wurden es: Meister Eckhart, Wolfram von Eschenbach, Blaise Pascal, Albert Einstein etwa. Manchmal habe ich das Gefühl, die exakten Wissenschaften, so lange unbestrittene

Beherrscherinnen der *almae matres*, seien in die Krise gerutscht. Man merkt, dass sie eben nicht die Wirklichkeit abbilden, sondern Teilwirklichkeiten, die stets in Interaktion mit ihren Erzeugern stehen. In den sogenannten Sozialwissenschaften ist dies ganz besonders so: Sie alle wissen, dass man ein sozialpädagogisches Feld bis zur Irrelevanz vereinfachen muss, wenn man es empirisch im Griff behalten will. Nehmen Sie dazu nur das Beispiel der Effizienzforschung von ambulanten (selten angestellt) und stationären (eine Schwemme!) Massnahmen. Die Erzieherin, die über irgend ein Phänomen, das sie beschäftigt, Tabellen führt, hat vielleicht den grossen Vorteil, dass sie die Kinder genau beobachten, den Nachteil aber, dass sie das Beobachtete durch ihre Hypothese filtert und damit der Wirklichkeit weitgehend entfremdet. Vielleicht aber macht ihr diese Arbeit Spass, was sie für die Kinder wiederum greifbar macht. Warum soll jemand nicht Tabellen führen, wie jemand anderer Gitarre spielt oder Fotos entwickelt?

Die Erzieherin, der Erzieher als Überlebensspezialist

hat, wie ich weiter oben sagte, mehrheitlich den grossen Vorteil, dass er das gern tut, was er unternimmt. Er tut es so gern, dass er sogar auch ein paar quengelnde, sich nach dem nächsten Hafen sehrende Jugendliche in Kauf nimmt, um der Hochseeseglerei frönen zu können. Ich halte diesen Faktor, wie Sie mittlerweile wissen, für besonders wichtig. Ein Erlebnispädagogenguru aus Lüneburg sagte mir: Wir machen keine Projekte. Wir prüfen die Projekte auf ihre Durchführbarkeit hin, die an uns herangetragen werden. Damit haben wir Gewähr, dass die Leute, die sie unternehmen, sich damit auch voll identifizieren können. In der eher lustfeindlichen Stadt, in der ich geboren worden bin, heisst das ganz anders: Erlebnispädagogik dient nur gewissen Leuten dazu, ihren Hobbies auf dem Buckel der Sozialdienste zu frönen. Ja, meine Damen und Herren: In der gleichen Stadt wird achtungs- und neidvoll von andern, «seriöseren» Leuten gesagt, die glücklich und erfolgreich zu sein scheinen: Er hat halt sein Hobby zum Beruf machen können. Wie wenn das schon fast etwas anrühlich wäre . . .

Ich stehe der Erlebnispädagogik eher skeptisch gegenüber, weil sie für meinen Geschmack zu romantisch, zu naturverherrlichend, zu blut- und bodennah ist oder zu sein droht. Ich wäre aber glücklich, so viele motivierte Leute in meinen Häusern zu haben, wie ich sie an jener Tagung über Erlebnispädagogik traf, wäre allerdings auch froh, wenn *ein paar Kulturbegistertere mehr* als heute ihren Weg in die Heimerziehung fänden.

Ich schliesse mit der Aufforderung: Was immer Sie auch im Berufsfeld Sozialpädagogik tun: Tun sie das, wovon Sie *wirklich* überzeugt sind und beobachten Sie genau, wie Betreute, Mitbetreuer und Vorgesetzte darauf reagieren, denn das ist Wirklichkeit. Überzeugungen bildet man übrigens nicht fürs Leben aus, denn dieses ist ein Strom, kein Waldteich.

Letztlich appelliere ich an die Ausbildung von Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen: Beschäftigen Sie sich intensiv mit der zugegebenermassen schwierigen Frage: Wie wähle ich Kandidaten aus, die aufgrund ihrer Neugier und Lebenserfahrung etwas zu bieten haben und wie lehre ich sie, sich reflektiert und engagiert einzubringen? Das ist wichtiger, als die Curricula der Sozialpädagogenausbildung noch weiter aufzublähen, aber es ist nicht einfacher.

Die Kinder und Jugendlichen aber warten auf die Erzieher 2000, auf den Menschen, der sich ihnen stellt und mit dem sich einzulassen ihnen lohnenswert scheint.